

Mundartliches bei Schweizer Schriftstellern

Autor(en): **Stickelberger, Heinrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **8 (1924)**

Heft 12: **Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins : Schweizernummer**

PDF erstellt am: **30.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-419567>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Aber das sind ja alles nur Wörter und Wendungen, und eine Sprache ist kein Wörterbuch und keine Phraseologie, sondern ein Strom von Sprachlauten, in deren Stimmbewegung sich unwillkürlich und sinnbildlich ihr tiefstes Wesen offenbart. Man müßte den Tonfall eines »Gh, gscheih nüt Börsers!« ... »Hüet di Gott und zürn mer nüt!« oder eines »Dppis Dumms eso!« ... und »Ja wole, dir wett-i chliechle!« überlegen können, um die Seele der Mundart wiederzugeben. Allein hier hat alle Übersetzungskunst ein Ende.

Bern.

Otto v. Greherz.

Mundartliches bei Schweizer Schriftstellern.

In seiner Abhandlung »Über die geschichtliche Gestaltung des Verhältnisses zwischen Schriftsprache und Mundart« rühmt Ludwig Tobler die Kunst Gottfried Kellers, der die von Vitigius (Jeremias Gotthelf) bevorzugte Mischung verschmährt habe. Keller schreibt an Storm, daß man nur in der einen und allgemeinen Sprache schreiben sollte. Aber bezeichnet nicht gerade der Schleswig-Holsteiner alles seinem Lande Eigentümliche, besonders was mit dem Meere zusammenhängt, niederdeutsch? Dem »Schimmelreiter« schickt er ja selbst ein Wortverzeichnis voraus. Wie verhalten sich die neueren, z. T. noch lebenden Schweizer Schriftsteller zu ihrer Mundart? Vitigius geht von der Schriftsprache aus; diese ist aber in Wortschatz, Wortform, Satzbau und Stil durch und durch mundartlich gefärbt.¹⁾ Doch sei eine treffende Bemerkung des jüngst verstorbenen Prof. Dr. Ferdinand Vetter erwähnt, daß nämlich bei Vitigius die Hauptbegriffe in dem kräftigen Ausdruck der Volkssprache erscheinen. So hat die auf den ersten Blick willkürliche Sprachmischung doch einen tieferen Grund. Dasselbe ist teilweise bei den neueren Schweizer Schriftstellern der Fall.

Einer der sprachreinsten Dichter ist R. F. Meyer; aber auch er schiebt, gewiß mit vollem Bewußtsein, mundartliche Ausdrücke in seine Rede, z. B. das unpersönliche Zeitwort »es beelendet mich« für »es dauert mich«. Ähnlich braucht G. Keller vereinzelt schweizerische Wörter, z. B. äufnen für mehren, zutun für anschaffen.

Karl Spitteler, der sich auch im Umgange mit Schweizern der Schriftsprache bedient, — ein ganz vereinzelter Fall — verschmährt trotz seiner kunstvollen Ausdrucksweise doch keineswegs Anleihen aus der Mundart, auch nicht in dichterischen Werken von höchstem Stil wie im Olympischen Frühling, z. B. hatten (nügen), Waibel, ein Hämpplein (eine Hand voll). In den »Jodelnden Schildwachen«: »Drauf bog er um den Albisrants«. — »Seht ihr das Rathaus dort am Stutz?«.

Besonders zahlreich finden sich mundartliche Wendungen bei solchen Schriftstellern, die das Landleben, also das ursprüngliche Volkstum, schildern, wie Meinrad Lienert, Alfred Guggenberger, Ernst Marti, zum Teil auch Jakob Böhler, Spabelle Kaiser u. a., dann auch bei solchen, die mit Vorliebe schweizerdeutsch schreiben, wie Rudolf v. Tavel, Simon Gfeller. Aber auch Maria Waser, die in Zürich wohnende Bernerin, die meist städtische Verhältnisse schildert, bedient sich oft der Mundart mit vollem Bewußtsein und in künstlerischer Absicht; das selbe ist von dem aus dem Aargau stammenden Adolf Frey zu sagen. Mehr unwillkürlich sind mundartliche Eigenheiten bei dem Berner Albert Steffen und dem Basler Paul Siegfried.

1) Näheres in meiner Abhandlung über »Die Sprache Gotthelfs« in den Mitteilungen der »Gesellschaft für deutsche Sprache in Zürich« Heft II, 1897.

Dagegen ist die Sprache Ernst Zahns, J. C. Heers, S. Federers im allgemeinen rein.

Ohne auf die einzelnen Schweizer Mundarten einzutreten, können wir unterscheiden:

1. Mundartliche Wortbiegungen wie: Röstten (Guggenberger), wegen selben (Esther Odermatt).

2. Mundartliches Geschlecht, z. B. der Bauerngewerb (Guggenberger), das Tunnel (Ermatinger), am Nasenispig (Steffen)

3. Mundartliche Wortformen, z. B. Maitli (Lienert), Zubak (M. Waser), das Bratis = der Braten (v. Tavel).

4. Mundartliche Wendungen wie: Es hat noch immer Blumen drin gehabt = sind . . . gewesen (Lienert), einem wüßt sagen = einen schelten (Ad. Frey), Hadel und Habe verlieren (Böhler).

5. Mißverständliche Wörter, d. h. solche, die in der Mundart einen andern Sinn haben als in der Schriftsprache, wie lernen für lehren (Lienert), Lehren für lernen (Steffen), vergönnen für mißgönnen (Sf. Kaiser).

6. Mundartliche Wörter, die ohne Erklärung gebraucht werden: eineweg für democh (Guggenberger), Tollen für Mleds (M. Waser), störenweise für »periodisch« (v. Tavel).

7. Mundartwörter mit Erklärung: Bungert für Baumgarten, Hofreite für Hofraum (Böhler).

Von dem mundartlichen Reichtum an Schallnachahmungen und anschaulichen Ausdrücken, an Kraftwörtern und Verkleinerungen bieten auch unsere Schriftsteller eine große Auswahl. Bern. Heinrich Stikelberger.

Schweizerdeutsche Ausdrücke für Naturerscheinungen.

Naturerscheinungen empfindet das phantasievolle Volk mit Vorliebe menschlich oder dämonisch, gerade wie Dichter, und häufig stärker und wirklicher als diese. In abgelegenen ländlichen und gebirgigen Gegenden ist sogar der alte Mythos noch jetzt zu Hause, z. B. der Glaube an die wilde Jagd oder Wuotans Heer, Wüetis Heer, 's wüetig Heer, besonders als Vermenschlichung des Gewitters und des Sturmes. In Graubünden findet man besonders die verwandte Erscheinung des Lote(n)-Volkes oder Nacht-Volkes, ferner die Berg-Mannli, Wild-Mannli und Nebel-Männli. Auch die Windsbraut spielt noch da und dort eine Rolle: der Wirbelwind gilt als Wirkung einer Heze, die sich in seiner Mitte aufhält, der Winds-Brant oder Wind-Gäg. Am Walensee läßt der Buscheler, Büscheler seinen Ruf busch, busch oder hüüsch, hüüsch hören, der Sturmwind, der als Vorbote eines Unwetters durch die Felsen, Wettertannen und Sennhütten fährt.

Auch in mehr oder weniger scherzhaften Namen und Wendungen mögen mythische Vorstellungen nachklingen. Auf jeden Fall sind es Zeugnisse für vermenschlichende, künstlerische Auffassung der Natur. Der Kapf-Hans ist im Entlebuch der Wettergeist des Berges Kapf; der Wätter-Hans im Zürichbiet die Kuppe des Speers als Verkünder des Wetters. Allenthalben kennt man die Wetterregel vom Hut oder Degen oder Kragen eines Berges. Das von Niginen herfürmende Hagelwetter nennen die Walliser den Nigi Bueh. Große Schneeflocken, wie sie besonders etwa im April fallen, sind manchenorts Wätel-Buebe(n) oder Wätler; das zerfetzte Aussehen wird dazu Anlaß gegeben haben. Blaue Flecken bei allgemein bewölktem Himmel heißen im Zürichbiet scherzweise